

Eine Jahrhundertenerinnerung an Friedrich Diez

Von Kurt Glafer

Hundert Jahre sind es her, daß Friedrich Diez den zweiten Band seiner Grammatik der romanischen Sprachen dem ersten, 1836 veröffentlichten, folgen ließ. Damit war das Werk der Öffentlichkeit übergeben, das berufen war, die Wissenschaft der romanischen Philologie zu begründen. Sechs Jahre später (1844) folgte, von dem Verfasser in seinem ursprünglichen Plan nicht einbezogen, der dritte Band, die Syntag, und 1875 trat als „Anhang“ zur Grammatik der romanischen Sprachen ein kleines Bändchen, „Romanische Wortschöpfung“ hinzu, die letzte Veröffentlichung des großen Gelehrten. Die unscheinbare, 98 Seiten umfassende Schrift ordnete 27 Gruppen des Wortschatzes nach ihrer begrifflichen Zusammengehörigkeit; sie nahm in gewissem Sinn das Verfahren, das in unseren Tagen von germanistischer Seite (Jost Trier) als Feldgliederung sprachlicher Sinnbezirke bezeichnet und geübt wird, vorweg. Dem Wortinhalt, wie er sich in der Wortbedeutung ausprägt, wies Diez eine Wichtigkeit zu, deren sprachwissenschaftliche Tragweite erst zwei Jahrzehnte später in der Romanistik voll erkannt und, nachdem Ernst Tappolet mit seiner Erstlingsarbeit über die romanischen Verwandtschaftsnamen (1895) vorangegangen war, mit wachsendem Eifer in die philologische Tat umgesetzt wurde. Begriffsbezeichnungskunde oder Onomasiologie (Aldolf Zauner) nannte man die neu erblühende Art der Wortforschung, die ihre Krönung in der Schaffung des Sprachatlas finden sollte. Wenn der Romanist heute den großen französischen Sprachatlas zur Hand nimmt, den uns der Fleiß eines J. Gilliéron und E. Edmont geschenkt hat, oder den jetzt bis zum 7. Band geführten Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz, den wir den Schweizern R. Jakob, J. Jud, P. Scheuermeier und den Deutschen G. Kohns und M. L. Wagner danken, soll er nicht den Bonner Gelehrten ver-

gessen, dem ein gnädiges Geschick die Gabe verliehen hat, aus Kleinem Großes schaffen zu helfen.

Um der Leistung Diezens in ihrem vollen Umfang gerecht zu werden, muß man sich daran erinnern, daß, als er an der Universität seiner Vaterstadt Gießen im Jahre 1811 sein Studium begann und zehn Jahre später nach mancherlei Unterbrechungen mit der Promotion abschloß, noch keine Vorlesungen und Übungen wissenschaftlichen Gepräges, die dem Jünger der romanischen Sprachen und Literaturen die Wege zum Studium hätten ebnen können, gehalten wurden, daß das Fach selbst als solches noch nicht bestand (Diez war ja dazu aus-
ersehen, es erst ins Leben zu rufen). Was fehlte, wird klar werden, wenn man die Ausführungen liest, die Dietrich Behrens zur Geschichte des neu Sprachlichen Unterrichts an der Universität Gießen im Jubiläumsband zur dritten Jahrhundertfeier der Ludoviciana (1907) beige-
steuert hat. Diez gab sich dem Studium der alten und der neuen Sprachen und des Deutschen hin, zwischendurch auch anderen Fächern, sogar der vom philologischen Gelände weit abliegenden Rechtswissenschaft. Aus seinen vielseitigen Studienneigungen heraus wird es verständlich, daß er sein der „Hochlöblichen Philosophischen Fakultät“ am 20. August 1821 eingereichtes Gesuch um Zulassung zur Doktorprüfung mit einem Satz, der so etwas wie ein Bekenntnis zur Gesamtheit seiner wissenschaftlichen Neigungen darstellt, einleiten konnte: „Seit geraumer Zeit war es meine Absicht, auf irgend einer hohen Schule für philosophische, litterarische und linguistische Gegenstände, wie Aesthetik, Geschichte der neueren Litteratur, desgleichen für altdeutsche und südeuropäische Sprachen als Lehrer aufzutreten.“ Als „Probefchrift“ legte er seine gerade im Druck erschienenen „Altspanischen Romanzen“ „besonders wegen der darin befindlichen litterarischen Abhandlung über den Ursprung und die Fortbildung der altspanischen Dichtkunst“ bei. Ein Glück war es, daß ihm das Italienische, dem er allezeit ein großes Interesse bewahrt hat, bereits aus seiner Gymnasialzeit bekannt war. Er hatte auf dem „Pädagogium“ als Lehrer des Italienischen wie der klassischen Sprachen den berühmten Archäologen F. G. Welcker gehabt. Er wurde bald Diezens Gönner, und als Welcker einen Ruf nach Göttingen erhielt, folgte ihm Diez, sein Studium in Gießen auf ein Jahr unterbrechend. Welcker war es auch, der, von Göttingen an die neugegründete Universität Bonn berufen, im Jahre 1822 die Ernennung Diezens zum Lektor der italienischen, spanischen und portugiesischen Sprache er-

wirkte. Die zu erwartende Ernennung an der rheinischen Universität wurde für Diez äußerer Anlaß, um die Verleihung der Doktorwürde in Gießen einzukommen. Wir in Gießen dürfen uns freuen, daß die Fakultät damals das Bedenken eines ihrer Mitglieder, das es lieber gesehen hätte, wenn sich der junge Doktorand nach Bonn gewendet hätte („es ist wunderbar, daß Herr Diez sich nicht in Bonn . . .“), in den Wind schlug und durch die von ihm „eingereichte Druckschrift seinen Beruf zu einem Gelehrten hinlänglich documentiert“ fand. Die Ernennung in Bonn bedeutete für Diez die Erlösung aus unerträglich gewordenen Verhältnissen und eine seelische Stärkung inmitten eines schweren körperlichen Leidens, einer Augenerkrankung, die ihn in der Weihnachtszeit 1817 plötzlich befallen hatte und nie mehr ganz verlassen sollte. Der Vater, der als „Commissions-Rat“ in Gießen wirkte, war gestorben, Vermögensverluste hatten die mit zehn Kindern gesegnete Familie betroffen. Sie zwangen Diez, eine Hauslehrerstelle in Holland anzunehmen, die er aber bereits nach Jahresfrist wegen seines neu auftretenden Augenleidens wieder aufgeben mußte. Ein Versuch, bei der Hofbibliothek in Darmstadt anzukommen, war schon vorher gescheitert. Diez kehrte in das väterliche Haus in der Neuen Bäume zurück, körperlich wie seelisch leidend, aber erfüllt von der Begeisterung für die Ideale, die die Romantik in die Herzen des heranwachsenden Geschlechts senkte, und entschlossen, der Anregung, die Goethe dem jugendlichen Besucher in Weimar (April 1818) gegeben, zu folgen und die Troubadourdichtung zu erforschen. Er wendet sich dem Studium des Altprovenzalischen zu und, während wirtschaftliche Sorgen an seine Tür pochen, sitzt er hinter seinen Büchern und lebt sich ein in die ferne Welt der Minnesänger. Ein tragisches Geschick hat es gewollt, daß Diez die sonnige Provence, der seine Sehnsucht galt, niemals schauen sollte. Sein Lebensweg hat ihn nur zweimal nach Frankreich hineingeführt, das erste Mal damals, als er im Jahre 1814 in jugendlicher Begeisterung im großherzoglich-hessischen Jägerkorps gegen Napoleon ins Feld gezogen war, ein zweites Mal zehn Jahre später zu einem sommerlichen Studienaufenthalt nach Paris. Weiter südwärts als bis Lyon aber war der hessische Jäger nicht gekommen. In die Zeit des Gießener Aufenthalts fallen auch die Vorarbeiten zu den Veröffentlichungen, die seiner Grammatik vorausgehen sollten, eine Studie „Beiträge zur romantischen Poesie“ (1825), die früheste Leistung streng gelehrten Gepräges, die wir Diez verdanken, sowie zwei Bücher, „Die Poesie der Troubadours“ (1826) und „Leben

und Werke der Troubadours" (1829), beide eine Grundlage unseres Wissens und noch heute unentbehrlich. Die „Beiträge“ enthielten eine Auseinandersetzung mit François Juste Marie Raynouard über die Frage der provenzalischen Minnehöfe, deren Vorhandensein von dem Franzosen in seiner Schrift *Des Troubadours et des cours d'amours* behauptet, von dem Deutschen aber mit guten Gründen bestritten wurde. Raynouard fügte sich und schwieg. Es ist ein beredtes Zeugnis für die Bescheidenheit Diezens, daß er sich nie des erreichten Erfolges über den zu seiner Zeit als Forscher wie als Dichter gleich geachteten Franzosen, sowie überhaupt seiner bald auf allen Gebieten klar zutage tretenden Überlegenheit über ihn gerühmt hat und auch, nachdem er, 1823 zum Extraordinarius und sieben Jahre später zum Ordinarius befördert, zum Ehrenmitglied sämtlicher gelehrten Akademien Europas ernannt und mit den höchsten ausländischen Orden und dem preussischen *Pour le mérite* für Wissenschaft (1866) ausgezeichnet worden war, Raynouard bis in das Vorwort der letzten Auflage seiner Grammatik (1869) hinein als „Gründer der romanischen Philologie“ bezeichnete und ihm einen Ehrentitel ließ, der ihm selbst von allen Seiten zuerkannt wurde. Von Raynouards Forschungen hat die Wissenschaft heute nicht mehr sehr viel. Sein großes, sechs Bände umfassendes *Lexique roman, dictionnaire de la langue des Troubadours*, dessen beide ersten Bände in demselben Jahr erschienen wie der zweite Band der Diez'schen Grammatik, ist zwar noch nicht ganz unbrauchbar geworden, seine *Eléments de la grammaire romane* und seine *Grammaire comparée des langues de l'Europe latine dans leurs rapports avec la langue des Troubadours* sind kaum viel mehr als ein Kuriosum, insofern sie das Provenzalische, die langue des Troubadours, als Zwischenstufe zwischen der lateinischen Muttersprache und den romanischen Tochtersprachen ansetzen und die vom Lateinischen ausgehenden Entwicklungen erst durch das Provenzalische hindurchleiten. Es ist eine Vorstellung, für die nicht sowohl wissenschaftliche Erkenntnis verantwortlich zu machen ist, als die Begeisterung des geborenen Provenzalen für die Sprache seiner engeren Heimat. Erst Diez hat uns von Raynouards Irrtum endgültig befreit. Wie Raynouard seiner Grammatik ein Wörterbuch zur Seite stellte, so ließ auch Diez seiner Grammatik ein Wörterbuch, und zwar, was ebenso neu wie verdienstvoll war, ein etymologisches Wörterbuch der romanischen Sprachen 1853 folgen, lange Jahrzehnte die führende Leistung auf dem mit emsigem Eifer bearbeiteten Gebiet.

Auch von der Etymologie aus sollte Diez Wege zu neuen Zielen weisen. Wie so oft in der Wissenschaft wurde ein kleiner Anlaß folgenreicher. Diez hatte prov. trobar, ital. trovare, franz. trouver in einem zwei Seiten umfassenden Artikel seines Etymologischen Wörterbuchs auf lat. turbare zurückgeführt. In scharfsinniger und umsichtiger Abwägung der für die begriffliche Seite in Betracht kommenden Gesichtspunkte hatte er etwa folgendermaßen argumentiert: turbare heißt verwirren, zum Zwecke des Suchens durchstöbern; das Ergebnis des Suchens ist das Finden; Finden ist ein bewußt und erfolgreich betriebenes Suchen. Beide Bedeutungen (Suchen, Finden) berühren sich auf das engste (z. B. in franz. cherche-moi une aiguille). Auf die Diez'sche Herleitung griff mehr als vier Jahrzehnte, nachdem sie gegeben war, Hugo Schuchardt zurück, um im Rahmen seiner „Romanischen Etymologieen“ (1899) eine der gelehrtesten Wortmonographien, die das an etymologischen Untersuchungen so reiche Gebiet der romanischen Philologie aufzuweisen hat, gegen eine andere Herleitung zu schreiben, die Gaston Paris, der bedeutendste französische Schüler Diez's, vorgeschlagen hatte. Hatte sich Diez in seinem Etymologischen Wörterbuch dahingehend ausgesprochen, daß die „Formveränderung von turbare zu trouver nicht das geringste Bedenken macht“, so erhob Gaston Paris gerade lautliche Einwendungen. Schuchardt hatte sich in seiner Verteidigung der Diez'schen Etymologie mit einem Schüler und Kollegen von Gaston Paris auseinanderzusetzen, mit Antoine Thomas, einem der bedeutendsten, aber auch engherzigsten romanistischen Etymologen. Thomas führte zugunsten der Theorie seines Lehrers wiederum lautliche, und nur lautliche Gründe, ins Treffen. Schuchardt unternahm es, sie zu entkräften. Der Glaube an die Ausnahmlosigkeit der Lautgesetze war bei ihm schon lange erschüttert. Bereits im Jahre 1885 hatte er eine vielbeachtete, temperamentvolle Streitschrift gegen die Junggrammatiker veröffentlicht, und, während sich jetzt Thomas wohlgefällig in dem engen Zirkel lautlicher Erörterungen drehte, gab er dem Meinungsstreit eine neue und entscheidende Wendung, indem er nach Diez's Vorgang die Rücksichtnahme auf den Wortsinne forderte und in grundsätzlicher Betontheit das Mitbestimmungsrecht des Bedeutungswandels gegenüber der Alleinherrschaft des Lautwandels verfocht. Damit war zum erstenmal ein bis dahin stark vernachlässigtes Gebiet in die etymologische Forschung hineinbezogen, ein Gebiet, auf dem bald Leistungen erstanden, an denen die Wissenschaft nicht mehr achtlos vorübergehen konnte. Mit einer

allein auf lautlicher Grundlage aufgebauten Wortforschung war es in der Romanistik hinfort vorbei, und es war kein Zufall, wenn derselbe Band der Zeitschrift für romanische Philologie, in dem eine der Erwiderungen Schuchardts auf Thomas' Einwendungen steht, die Erstlingsarbeit Jabergs brachte: „Pejorative Bedeutungsentwicklung im Französischen. Mit Berücksichtigung allgemeiner Fragen der Sema-siologie.“ Sema-siologie und häufiger Semantik nannte man das Gebiet und machte sich das Wort zu eigen, das der Sprachvergleichler Michel Bréal einige Jahre zuvor (1897) als Titel seines *Essai de sémantique*, einer großzügigen Darstellung der Grundfragen des Bedeutungswandels, geprägt hatte. Es wurde zur Tat, was Diez bereits im ersten Band seiner Grammatik geschrieben: „Zweierlei hat die Etymologie zu berücksichtigen, Form und Begriff, doch geht ihre Untersuchung aus von der Form als demjenigen Elemente des Wortes, dessen Umwandlungen sich nach den Gesetzen der Lautlehre evident construieren lassen, und sucht sodann mit dem Begriffe ins Reine zu kommen.“

Die Grammatik der romanischen Sprachen wird man nicht zur Hand nehmen können ohne ehrfurchtsvolle Bewunderung der Gelehrsamkeit des Verfassers. Er beherrscht als einen selbsterarbeiteten Besitz in einer nicht bloß für jene Zeit staunenswerten Vollkommenheit und Gründlichkeit den weiten Kreis der romanischen Sprachen und kennt sich aus in damals noch herzlich wenig erschlossenen Sprachzeiten entlegener Jahrhunderte. Er führt mit gleicher Sicherheit Altportugiesisch, Altspanisch und Altprovenzalisch, Sardisch oder Daco-romanisch an. Auch das Wallonische war ihm nicht unbekannt, wenngleich ihm das noch unerforschte Gebiet der galloromanischen Mundarten so gut wie ganz verschlossen bleiben mußte, und ein Hinweis auf Oberlins *Essai sur les patois lorrains du Ban-de-la-Roche* aus dem Jahre 1775 (!) verliert sich in der Masse des Wort- und Beispielmateriels, das ihm die schriftsprachlichen Quellen zuführten. Lateinisch und Griechisch waren ihm ebenso vertraut, wie die germanischen Sprachen. Es ist sicherlich verständlich, wenn ihn seine Vorliebe für germanische Sprachen gelegentlich zu Deutungen führte, die die spätere Forschung nicht gutheißen konnte, so, wenn er für die Genusnormierung von franz. *art* und *aigle* das Deutsche verantwortlich machen wollte. Wenn Diez an einer Stelle seiner Grammatik schrieb: „... historische Gründe lassen in der belgischen Sprache eine Mischung von Celtisch und Deutsch vermuthen“, so hat sich diese Ansicht in solcher Fassung

zwar nicht als haltbar erwiesen, aber sie gab den Anstoß zur Erforschung des germanischen Sprachguts im Wallonischen, und von der Geburtsstadt Diezens gingen die etymologischen Untersuchungen aus, in denen Dietrich Behrens die von dem Meister gegebene Anregung weiterführte, auch er ein Forscher, der mit Diez'scher Gründlichkeit die Schlichtheit des Meisters verband. Auch der Wunsch, den Diez im Vorwort zu seinem Etymologischen Wörterbuch unter Anspielung auf die ältesten wallonischen Mundartwörterbücher von Remacle und Grandgagnage aussprach: „Schade, daß wir nicht über recht viele gallo-romanische Mundarten so einsichtige und gewissenhafte Untersuchungen besitzen, wie über die wallonische“ hat längst seine Erfüllung gefunden. Zwei Bibliographien, die ältere von D. Behrens und die neuere von W. v. Wartburg, legen Zeugnis ab von dem Fleiß, den die Mundartforschung in den letzten Jahrzehnten entfaltet hat. Eins vor allem aber verdankt die Grammatik der Vorliebe Diezens für die germanischen Sprachen, nämlich, daß er die Grimmsche Einteilung in starke und schwache Verben in sinngemäßer Umdeutung auf den romanischen Verbcharakter in seine romanische Grammatik herübernahm und ihr damit ein Einteilungsprinzip erschloß, das Geltung verdiente und behielt. Neben den klassischen und den germanischen Sprachen wußte Diez selbst slawische Sprachen, Arabisch und Keltisch in seiner Grammatik zu verwerten, und zwar, wenigstens in einzelnen Fällen, auch für die Erkenntnis syntaktischer Verhältnisse.

Über Diezens Grammatik lagert für den heutigen Leser (wie sollte es auch anders sein?) etwas Unheimelnd-Alttertümliches. Es spricht zu uns aus ungewohnt klingenden Bezeichnungen wie „Sauselaut“, die aber im Vergleich zu der eigenwilligen Terminologie, deren sich Eduard Sievers in seinen phonetischen Büchern bedienen sollte, harmlos anmuten, noch mehr aber aus der Tatsache, daß eine scharfe Trennung von Schrift und Aussprache, von Buchstabe und Laut, bei Diez noch nicht zu fester terminologischer Gewöhnung gebracht ist. Er spricht von „Buchstabenübergängen“, wo Lautübergänge oder Lautwandlungen gemeint sind; „todte Endbuchstaben“ sind noch in der letzten Ausgabe seiner Grammatik das, was sonst als stumme Endkonsonanten bezeichnet wird. Seine Darstellung der Lautlehre leitet er mit dem Satz ein: „Gegenstand der Lautlehre sind die Laute, oder, was in der Grammatik gleichbedeutend ist, die Buchstaben als Zeichen derselben.“ An der in diesen Worten liegenden Gleichsetzung von Laut und Buchstabe hat die in den 80er Jahren erwachende

Wissenschaft der Phonetik anknüpfen können, um Eigenart und Eigenrecht des Lautes gegenüber der Schreibung zu betonen. Auch hier erfolgte, nicht allen Streitern für die Phonetik klar bewußt, von Diez aus der Durchbruch zu neuer Problemstellung, der Ansporn zu neuer Leistung. Die Phonetik hat sich, soweit sie sich nicht der Naturwissenschaft verschrieb und rein experimentierend einherschritt, in den Dienst der geschichtlichen Sprachforschung gestellt, die Diez innegehalten und zum Siege in der Romanistik geführt hat. Sie war und blieb zwar nicht die einzig mögliche Methode der Sprachbetrachtung, aber sie war und blieb diejenige, in der die im sprachlichen Leben waltenden Kräfte am deutlichsten in die Erscheinung treten, weil sie sich in einer Jahrhunderte umspannenden zeitlichen Abfolge und in den breitesten Ausmaßen räumlicher Entfaltung beobachten lassen. Niemand vor Diez (auch nicht Raynouard) hat die große Spaltung sprachlichen Lebens in die Erscheinungswelt der äußeren, lautlichen Vorgänge einer-, und der inneren, seelischen Vorgänge anderseits mit gleicher Klarheit zur Anschauung gebracht; keiner aber auch hat die in den sprachlichen Wandlungen zutage tretende Gesetzmäßigkeit gleich bewußt und scharf betont. Anerkennung und Erforschung der Lautgesetze ist für ihn einer der Grundpfeiler der philologischen Wissenschaft. Seine kritische Methode unterwirft sich, wie es in der Vorrede zum Etymologischen Wörterbuch heißt, „den von der Lautlehre aufgefundenen Prinzipien und Regeln, ohne einen Fußbreit davon abzugehen, sofern nicht klare und thatsächliche Ausnahmen dazu nöthigen“. Diese Ausnahmen sind durch sprachseelenhafte Faktoren gegeben; sie setzen sich in nächster Berührung mit lautgesetzlichen Vorgängen in assoziative Vorgänge, in Analogieerscheinungen um. Lautgesetzlichkeit und Analogie gehören zusammen; in ihnen offenbart sich die innere Einheit eines sinnvoll aufgebauten sprachlichen Lebens. Wieder wäre es eine verlockende Aufgabe, die sich diese für einen weiteren Leserkreis bestimmten Zeilen aber versagen müssen, zu zeigen, wie in der Diezschen Darstellung beide Welten auseinandergehalten oder zusammengebracht werden. Es ist sicher, daß die heutige Forschung Diez nicht mehr in allem und jedem beipflichten kann und daß sie die Grenzlinien zwischen Lautentwicklung und Analogie in manchen Einzelfällen etwas anders zieht, als es Diez getan, aber neu erworbenes Wissen soll nicht in mutwilliges oder selbstsicheres Besserwissen ausarten und darf nicht das Bild der großen Leistung, die wir Diez zu verdanken haben, überschatten. Wo sprachliche Riesenreiche zusammenstoßen, ist es schließ-

lich gleichgültig, ob die Grenzsteine da oder dort zu stehen kommen. Nicht gleichgültig aber ist es, ob das große Diez'sche Prinzip gewahrt bleibt oder nicht. Diez hatte die Gesetzmäßigkeit des Lautwandels, die Gültigkeit der Lautgesetze verkündet — Lautgesetze nicht in dem Sinn naturwissenschaftlicher Bedingtheit und noch weniger als Vorwand und Antrieb zu stumpfsinniger Lautschieberei. Nicht alle in der Romanistik blieben dem Glauben an die Diez'sche Theorie treu. Schulen und Schulmeinungen kamen auf, die unbeschränkte Gültigkeit der Lautgesetze wurde bestritten (das hatte auch schon Schuchardt getan), die Ursachen des Lautwandels wurden in einer über die von Schuchardt eingehaltene Linie weit hinausgehenden Auffassung in der Tätigkeit des menschlichen Geistes gesucht, die Sprache wurde, selbst bis in ihre lautlichen Veränderungen hinein, aus freischöpfender, gedanklicher Betätigung hergeleitet. Die so argumentierten, kamen weit ab von dem, was Diez gewollt. In dem Vorwort zu einer dicken, auf vier Bände berechneten Syntax von Eugen Lerch (aber nicht bloß da) tauchten Behauptungen auf wie die: „Wenn Stilistik und Syntax uns lehren, daß das Sprechen bewußt verläuft, so muß das gleiche auch für die Lautlehre gelten, so müssen auch die in ihr zu behandelnden Veränderungen als vom Menschen bewußt herbeigeführt erkannt werden“. Ernst Gamillscheg, einer der Schüler von Meyer-Lübke (und damit von Diez) konnte darauf in seiner Rezension in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen (1927) treffend erwidern: „Der Schluß ist ebenso falsch, als wollte man sagen: weil der Baumeister einen Bau selbst zusammengesetzt hat, muß er auch die Bausteine selbst zusammengesetzt haben. Weil manche Lautveränderung sich in ihren Anfängen bewußt abspielt, folgt nicht, daß jede Lautveränderung das Ergebnis des bewußten Eingreifens der Sprechenden ist.“ In solcher Auseinandersetzung kommt ein kleines Stück einer Krise zum Ausdruck, die die romanische Sprachwissenschaft und durch sie die Sprachwissenschaft überhaupt ergriff, einer Krise aber, die gebannt werden konnte in dem Glauben an Diez und in der Treue zu ihm.

Vieles in dem zweiten Band, der die Formenlehre und die Wortbildung umfaßt, drängt mit innerer Notwendigkeit auf die Syntax, und so war es ein Glück, daß Diez, der, wie er im Vorwort zur dritten Auflage eingesteht, ursprünglich nicht die Absicht hatte, „auf die Syntax einzugehen“, sich nicht der Erkenntnis verschloß, daß die Syntax berufen sei, „das Ganze seiner Grammatik innerlich wie äußerlich abzuschließen“, und ans Werk ging, um den dritten Band, die

Syntar, hinzuzufügen. An die Spitze seines Vorworts zum dritten Band stellte er den Satz: „Wenn die etymologische Seite einer Sprache der historischen Grammatik den weitesten Stoff und die sicherste Grundlage gewährt, so wird die syntactische, da Wörter und Formen nur getrennte Theilchen der lebendigen Rede sind, die Bedeutung des untersuchten Stoffes erst recht erkennen lassen; in der Gestaltung des Gedankenausdrucks wird sich zugleich, wenn die Untersuchung abgeleiteten Mundarten gilt, der Genius einer neuen Sprachweise auf das unmittelbarste aussprechen.“ Es ist das schlichte Bekenntnis zu einer auf die Erfassung sprachlichen Waltens und die Erkenntnis großer Geseze gerichteten Forschung. Mit unzulänglichem Material hat er große Probleme in Angriff genommen und in Aufbau und Gedankenführung gemeistert. Wenn man in seiner Syntar gleich von vornherein auf Wörter wie „Beziehung“ oder „Beziehungsbegriff“ stößt und ein paar Seiten weiter liest: „par, welches andere Adverbien des Grades zu steigern dient, pflegt vom Verbum angezogen zu werden, wie in mut par fu liez“ usw., so mutet das und anderes in dem Buch an wie eine Voraussnahme der später gegebenen Deutung von Syntar als Beziehungslehre. Auch hier offenbart es sich, daß Diez nicht bloß Fragen gelöst hat, die mit dem ihm zu Gebote stehenden Stoff zu bewältigen waren, sondern rein intuitiv Lösungen vorweggenommen hat, deren Durchführung erst späterer Forschung vorbehalten sein sollte.

Diez hat sich über die Methode seiner Forschung nie in grundsätzlicher Form im Zusammenhang ausgesprochen. Äußerungen aber wie die, er habe, um sein Material zur Erforschung der syntactischen Verhältnisse in der lateinischen Grundsprache zu erlangen, „der Formeln und der Urkunden gegen viertausend gelesen, worunter aber auch viele aus dem zehnten und noch aus dem elften Jahrhundert; es hätten deren eher mehr als weniger sein dürfen. Die aus dieser Lektüre gewonnenen Thatfachen führen zur Überzeugung . . .“, sind wertvoll als Bekenntnis zu Art und Richtung einer Forschung, die aus den Quellen schöpfte und die Sprachforschung als Thatfachenforschung auffaßte, nicht als Spiel linguistischer Spekulationen. Den gleichen Standpunkt sollte der Gelehrte durchführen, dem es als einzigem nach Diez beschieden war, das wissenschaftliche Gesamtgebiet der romanischen Sprachen in der großen Leistung einer romanischen Grammatik im Stile der Diezschen darzustellen, Wilhelm Meyer-Lübke. Ein Vergleich seines Werkes mit dem Diezschen würde in

eine Unmasse von kleinen und einzelnen Beobachtungen und Feststellungen hineinführen, aber auch ein lehrreiches Bild der Fortschritte geben, die die rührige Wissenschaft von den romanischen Sprachen schon in dem Jahrzehnt, das dem Tode des Altmeisters folgte, gemacht hat. Beide Monumentalwerke haben auch das gemeinsam, daß in ihnen zwei Gebiete außer acht blieben, die heute ihre Rolle in der Wissenschaft spielen, nämlich Stilkunde und Bedeutungswandel. Diez wie Meyer-Lübke hielten ihren Blick auf die äußeren Erscheinungen des Sprachlebens gerichtet, ohne daß sie die inneren Kräfte, wie sie in Stil und Bedeutungswandel zum Ausdruck kommen, nicht erkannt oder verkannt hätten. Wenn sich die romanische Philologie in gewissen ihrer Vertreter gerade den Gebieten zuwandte, die Diez beiseite gelassen oder wenigstens nicht zum Gegenstand einer systematischen Darstellung gemacht hatte, so lehrt das, wie vielseitig sich das regsame Fach entwickelt hat, auch in den Händen derer, die, um sprachliche Dinge zu erklären, Philosophie und Kulturfunde herbeibemühten und dem „Positivismus“ den Garauß machen wollten. Vereinzelt tauchte sogar die Forderung auf, die von Diez innegehaltene Folge Lautlehre, Formenlehre, Wortbildung, Syntax als veraltet umzustößen. Die Grammatik sei aufzubauen aus den subjektivsten Äußerungen der Sprache, wie sie im Stil leben; erst von hier aus sei zur Systematisierung der Ausdrucksformen fortzuschreiten. Solche Pläne aber blieben Pläne zur stillen Genugtuung derer, die sich in deutschen wie romanischen Ländern um das Diezsche Banner scharten und wohl überschrien, aber nicht überzeugt werden konnten.

Mit den großen Werken Diezens ist ein Bereich wissenschaftlicher Leistung abgesteckt und eine Linie wissenschaftlicher Entwicklung vorgezeichnet, die niemals wieder ganz verlassen werden sollte. Das Jahr 1938 darf nicht vorübergehen, ohne daß in Gießen des größten Sohnes unserer Stadt gedacht wird, der das, was Bopp als Sprachvergleichler, was Grimm als Germanist geschaffen, auf dem Gebiet der Romanistik vollendet hat. Still, bescheiden, fast verlegen war sein Wesen, einsam hat er in Bonn gelebt, den Bewohnern der Stadt, die seine zweite Heimat wurde, kaum dem Namen nach bekannt, körperlich schwer geprüft durch sein Augenleiden, das den alternden Gelehrten an seine bescheidene Wohnung fesselte, die er mit seiner jüngeren Schwester Karoline teilte. Seine Lehrtätigkeit hat er nur vor einem kleinen Kreis erwählter Hörer ausgeübt, bis ihm, dem 82jährigen, der Tod am 29. Mai 1876 die ermüdeten, fast erblindeten Augen schloß. Diezens

Wert hat der romanischen Philologie Rückgrat verliehen. Das Große seiner Leistung ist auch in einem Jahrhundert nicht veraltet, selbst wenn viele Einzelheiten, ganze Seiten und Kapitel überholt worden sind im Fortschritt der Wissenschaft, den keiner weniger aufhalten wollte als der geniale Begründer des Faches.